

# Von Vroooooarr und Vraoooooum

Brüssel ist gleich dreimal Hauptstadt – zum Beispiel die der Comics. Die Bilderwelt hat eine besondere Bedeutung in einem Land, das die Zweisprachigkeit zum Dogma erhoben hat: Sie eint. Denn in drei Dingen sind sich die Belgier wirklich einig: in der Vorliebe für Schokolade, im Durst auf Bier – und eben in der Leidenschaft für „Tintin“ & Co.

Von Hendrik Kafsack

Das wichtigste beim Comic ist die erste Seite, sagt Jean van Hamme. Wenn der Strich des Zeichners nur Ränder um Figuren zieht und ihnen kein Leben einhaucht, wenn Farbe sinnlos in Kästen läuft und keine Akzente setzt, wenn Sprechblasen vor allem Blasen sind und keine Dialog-Kleinigkeiten blättern, weder Kind noch Erwachsener, und die Geschichte aus Bild und Text bleibt unzerzählt. „Das ist wie mit dem ersten Satz eines neuen Romans“, sagt der 67 Jahre alte gebürtige Brüsseler.

Wer wülte das besser als er? Sechs Romane hat der Belgier über seinen Helden, den jungen Millionär Largo, geschrieben – ohne Erfolg. Erst als Philippe Francq der Figur Kontur zeichnete, schlug die Leser die zweite Seite auf. Der Band war nach drei Wochen ausverkauft.

Die Seite eins von Brüssel besteht aus dem Beton der europäischen Machtbauten, dem Urnat der Straße und aus brockelnden Fassaden. Mit der Stadt beschäftigt sich nur, wer nicht weiterziehen kann nach Paris oder London, wer auf der Flucht aus dem Süden hängenblieb oder wer schon da war, weil er hier geboren ist. Die beharrlich sein müssen, werden aber doch noch mit Geschichte und Roman belohnt, nämlich von Seite zwei an – wie um van Hammes Theorie zu trotzen. Denn Brüssel ist mehr als die Hauptstadt der EU und Belgiens. Die Stadt ist trotz der Abrissbirnen der Stadtplaner noch immer die Hauptstadt des Jugendstils, des Essens und des Trinkens – und der Comic.

Der glückliche Belgier, die Lucky Luke erfunden haben, die Schlümpfe, Spirou und Tintin (in Deutschland als „Tim und Struppi“ bekannt). „Bande dessinée“, kurz „BD“, nennen die Wallonen die Bild-Text-Kombination, „Strip“ sagen die Flamen. Jede der ewig streitenden belgischen Sprachgruppen hat ihre Comic-Magazine. Die Flamen machten 1936 mit „Bravo“ den Auftakt, die Wallonen folgten kurze Zeit später mit den beiden bekanntesten Magazinen „Tintin“ und „Spirou“. Denn auch wenn in Brüssel die Zweisprachigkeit vom Straßenschild bis zur Werbung zum Dogma erhoben worden ist, gilt das nicht für alle Sprechblasen, in denen links auf niederländisch

und rechts französisch getextet wird, gibt es nur im Museum „Centre Belge de la Bande dessinée“, das die Stadt 1989 dem Comic gewidmet hat. Die berühmtesten Figuren heissen Tintin und Spirou in der Wallonie, Kufje und Robbedoes in Flandern. Selbst Autos klingen im Comic anders. Mit „Vrooooo“ beschreift Tintin die Flamen, „Vraoooooum“ der Wallone. Die Bilder aber bleiben, und deshalb eint der Comic das Land. „Es gibt zumindest drei Dinge, über die sich alle Belgier einig sind“, hat van Hamme einmal gesagt, „ihre Vorliebe für Schokolade, ihren Durst auf Bier und ihre Leidenschaft für Comics“. Filme Charles Derick, der Bücher über Comics schreibt, hat das historische Gründe: „Das Land war in seiner Geschichte fortwährend besetzt, dauernd war eine Sprache verboten.“ Deshalb kommunizieren Belgier mit Leidenschaft über Bilder.

Diese Leidenschaft läßt sich in Zahlen fassen. Comics sind ein Exportschlager. Mehr als 30 Millionen Alben werden in Belgien im Jahr gedruckt. Der Umsatz liegt trotz der japanischen Konkurrenz der Manga bei 200 Millionen Euro. Mehr als sieben Prozent aller Neuerscheinungen im Buchhandel sind Comics. Rund 600 Comic-Zeichner arbeiten für belgische Verlage, die sogar zwei der Zeichentrickfilme über den urfranzösischen Asterix produziert haben – ein Sakrileg für alle Franzosen, sollte man meinen. Andererseits hat der Zeichner von Asterix, Albert Uderzo, gesagt, daß es den kleinen Gallier ohne Belgien nicht gegeben hätte. Ihn habe erst die „Tintin“-Erfolge von Georges Rémi (alias Hergé) mit „Tintin et Milou“ geholt habe, habe eine Kettenreaktion in Gang gesetzt. Heute feiern die Belgier den 10. Januar 1929 als Geburtstag Tintins. An jenem Tag veröffentlichte die Zeitung „Le Petit Vingtième“ die erste in Bilder gefaßte Geschichte des in Etterbeek geborenen Helden. In den 1950er Jahren, als Tintin den Knopfaugen, nur ein Jahr später war Tintin für die Belgier fast schon vom zwei zum dreidimensionalen Wesen geworden. Als der Verlag Casterman 1930 die Rückkehr Tintins von einem Abenteuer in der Sowjetunion in Szene setzte, kamen Tausende von Fans zum Bahnhof, um den Schauspieler am Bahnhof zu empfangen.



Der klare Strich: Wandcomic in der Brüsseler Looftstraat

Foto Peter Bialohrzeski/luft

Der klare Strich Hergés wurde unter dem Namen „ligne claire“ ebenso wie die dem Film entlehnte Schnitttechnik stilbildend. Der 1983 gestorbene Hergé, der eine zweifelhafte Rolle während der deutschen Besatzung spielte, ist trotz allem einer der beliebtesten Belgier. Bei der Wahl zum größten Belgier des französischsprachigen Senders VRT kam Hergé jüngst auf den achten Platz, vor Georges Simenon. Nicht ganz so berühmt, aber kaum weniger wichtig für den Comic Belgien ist der 1997 verstorbene André Franquin,

der Vater des Reporters Fantasio und des Fabelwesens Marsupilami.

Franquin schloß sich in den vierziger Jahren mit dem Altmeister Jijé, dem Lucky-Luke-Erfinder Morris und mit Will der „Tif et Tondou“ schuf, zur „Bande des Quatre“ zusammen. Die bildete in der Stadt Charleroi einen stilistischen Gegenpol zur Brüsseler Schule von Hergé. Brüssel denkt der Geschichte der beiden Gruppen heute auf seine Weise an einst grauen Wänden. Zum hundertsten Geburtstag des Comics 1996 ließ die Stadt

erstmal freie Flächen mit berühmten und nicht so berühmten Figuren schmücken. Mehr als dreißig Wandcomics gibt es inzwischen. Um neue Motive muß die Stadt nicht sorgen. Setzen doch inzwischen Zeichner wie François Schuiten, der Brüssel mit dem Comic „Brüsel“ ein persönliches Denkmal setzte, neue Akzente. Ob es da eher schadet, daß in Belgien die zur „neunten Kunst“ erhobenen Comics gar an der Kunsthochschule der Königlichen Akademie für bildende Künste zu erlernen sind, ist eine andere Frage.

# Der Tango ist der Blues der Finnen

Mit ihm drücken schweigsame Männer aus, was sie ihren Frauen gerne sagen würden.

Von Robert von Lucius

Wer in Seinäjoki Tangokönig wird, hat eine Sängerkarriere fast schon sicher. Dabei war der Tango aus Buenos Aires nur über Um- und Irrwege nach Finnland gekommen: Am 2. November 1913 um zwei Uhr nachmittags, das weiß man noch genau, wurde er dort zum ersten Mal getanzt.

Wenn Finnen etwas gutheißen, dann richtig: Im August vierfacht sich für fünf Tage die Einwohnerzahl von Seinäjoki. Mehr als hunderttausend Leute kommen, um zu tanzen. Eine Million Finnen verfolgt im Fernsehen, wer König und Königin des Tangos wird beim größten Musikereignis des Landes. Was den Amerikaner Country & Western ist und Deutschen die Volksmusik, ist den Finnen der Tango. Aki Kaurismäki meint, der Tango sei der Blues der Finnen. Er muß es wissen: Auch seine Filme drehen sich in dem Zwißelpfad von Wehmut und Glück.

Dabei ist der Finn-Tango nur ein entfernter Vetter des aufreizenden Argentiner. Fuß gefaßt hatte er erst so recht, als der Komponist Toivo Kärki ihn, im Einklang mit der Stimmungslaute, zum Zweiten Weltkriegs, mit russischer Romantik und deutscher Marschmusik verband, also mit den Gefühlswelten der beiden Nationen, zwischen denen Finnland



historisch und kulturell pendelte, aber nie zerbrach. Während der Kriegsjahre – die Vierziger und Fünfziger waren die grauesten Jahre des Finnland – kamen die schönsten Texte über Leid, Schmerz, Tod.

Bei der Tango-Renaissance, die in den Regalen der Musikläden und in den Tanzlokalen offenbar wird, geht es heute um unerfüllte Liebe, Sehnsucht, Einsamkeit und Melancholie. Damit sagen die Lieder – und beim finnischen Tango ist neben der Grundstimmung in Moll vor allem der Text wichtig – was schweigsame Männer gerne ihren Frauen sagen, aber aus Scheu nicht zu sagen wagen. So singen sie während des Tanzens mit und drücken ihre Gefühle zumindest mit den Worten anderer aus. Tango wird Erstsprache. Dabei ist es für den Erfolg wichtig, daß die Sänger nicht nur eine einschmeichelnde Stimme haben, sondern auch glaubhaft wirken: Sie müssen auf harte Arbeit. Not, eine verlorene Liebe auch im „wirklichen Leben“ weisen können. Nicht zufällig sang ein Waldarbeiter 1962 den Tango „Satuma“ (Das Märchenland), der zur heimlichen Nationalhymne wurde.

Wer von Tango in Finnland spricht, spricht von Melancholie, aber auch von Nationalismus, Leidenschaft und Kult. So hat der Kultautor M. A. Numminen einen Roman über einen Tango-Begeisterten den Titel „Tango ist meine Leidenschaft“ gegeben. Der 35 Jahre alte Held Virtanen erzählt, wie er Tango bis zum sechsten dreißigsten Lebensjahr, also länger als Plato, seine Liebe zu Tango-Partnerinnen unerfüllt lassen. Dabei bekennt er schon im zweiten Absatz der Schmelzgeschichte: „Auf die vielgestellte Frage nach dem Sinn des Lebens ist meine Antwort: „Tango.“ Bald darauf ist Virtanen in Parodien auf den Tango könne er „gar nicht ab“.

Spätestens da wird ersichtlich, daß Numminen sich nicht in Virtanen widerspiegelt, denn Parodien sind die Essenz seines Werkes. Wer sonst würde mit schriller Stimme Wittgensteins „Tractatus logico-philosophicus“ vertonen und singen? Mit ihm kann man selbst in die Leichtbrunnene eines Vorortes von Helsinki nicht gehen, ohne daß man dort nicht sogleich umringt würde; über Dünnbier schrieb Numminen natürlich auch eine Art Roman – den „Kneipenmann“, einen Führer durch finnische Dönnbrunnene.

Der Philosoph, Soziologe, Filmemacher und einstige Bürgerschreck liebt Schrages. Sein (deutsch gesungener) Tango vom Brautpaar auf der Parkbank vor dem Parlament durfte jahrelang nicht im Rundfunk gespielt werden – und wurde doch ein Klassiker. Als er das „Nordische Tango-Oratorium“ 1997 verfaßte, komponierte und bei den Helsinki-Festwochen aufführte, regierte er die einen erheitert, die anderen erpörrt.

Finnen lieben neben Stille, Melancholie und Natur auch Bizares, Hinterrisse und Ironie – insofern sind sie das Gegenteil ihrer eher ungeliebten Nachbarn Schweden, die während der Herrschaft über Finnland Sprache und Kultur hinterließen, nicht aber ihre Wesensart. Den Nationalstolz und den romantisierenden Beharrungswillen konnten sie den Finnen sowieso nicht austreiben. Und dieser Beharrungswille hat seit dem 2. November 1913 einen unverwundlichen Ausnahmestatus als Kriminalromane in anderer Form fort.

# Der Kommissar ist immer der Schwede

## Übeltäter, Klischees und geheime Sehnsuchten: Warum der Kriminalroman aus dem Norden so großen Erfolg hat

Von Robert von Lucius

Am Anfang steht fast immer eine Idylle: ein Angler an einem der hunderttausend Seen, ein Ferienhaus im Hintergrund, der Blick auf die Silhouette Stockholms oder Göteborgs. Doch dann wird eine Leiche angeschwemmt, der die Haut abgetrennt wurde, oder der die Augen ausgehöhelt wurden. Kriminalromane aus Skandinavien sind seit einem Jahrzehnt so erfolgreich, vor allem in Deutschland, daß der Sekretär der Schwedischen Akademie schon gefragt wird, wann ein schwedischer Kriminalautor endlich den Literatur-Nobelpreis er-

Marktführer aber sind unbestritten Schweden, und das nicht nur statistisch – ein Drittel der 120 Autorinnen und Autoren, die auf dem deutschen Büchermarkt mit Krims präsent sind, kommt aus Schweden. Dabei gibt es einige Gemeinsamkeiten. Es sind meist „Polizistenromane“ mit literarischem Anspruch und psychologischen Charakterstudien wie bei Arne Dahl; sie sind spannend geschrieben und als Abenteuer gelesen. Mit dem Grundrezepte erlauben, wenn man an seinem U-Bahn-Ziel ankommt. Fast die Hälfte aller Autoren – von Jan Guillou über Liza Marklund bis zu Åke Edwardson – sind oder waren Journalisten, die knapp formulieren und verständlich schreiben.

Ursachen dieses Genres war das Antorrendo Maj Sjöwall und Per Wahlöf, deren „Die Tote im Gotakanal“ 1965 den Grundstein für den Erfolg schwedischer Kriminalromane in Deutschland legten. Bis zum Tod Wahlöfs 1975 schrieben sie zehn Krimis, in deren Mittelpunkt der Kommissar Martin Beck steht. Nicht nur Grundrezepte setzte sich durchgängig durch: ein Kommissar, der depressiv, eigenbrütlicher und ausgebrannt ist, Eheproblem hat, dem Alkohol nahesteht, der aber auch verbissen scheinbar Unlösbares um den Grund geht. Fast irritierend ist deshalb, wenn der Ermittler in Håkan Nesser's just in Schweden erschienenem Neuen Roman weder ein Trunkenbold ist noch mangelkrank oder zerstritten mit Frau und Kind, also fast alle der von Henning Mankell vorgegebenen Lieblingsrequisiten über den Haufen wirft. Seit Sjöwall/Wahlöf werden literarische Mordreize mit einem Krimi verbunden. Mit ihnen können Schweden dabei ihre Urängste in Büchern ausleben und abwehren, die über ihre Fernsehschirme immer bedrohlicher und näher scheinen.

Das marxistische Ehepaar Sjöwall/Wahlöf legte mit ihrem wie viele andere schwedische Romane den Film „Zuklun“ um den Kommissar Beck die Grundlage

zur Gesellschaftskritik schwedischer Krimis. Sie sind nicht nur die „politischsten“ aller Kriminalromane, sondern dienen auch als moralisches Gewissen der Leser vor allem in Schweden und Deutschland – nicht zufällig handelt es sich bei beiden Ländern um üppig ausgestattete Sozialstaaten, die die Lebensrisiken für den einzelnen auf ein Minimum reduzieren. Politisch korrekt sind sie ohnehin, nicht nur die feministischen Frauenkrimis von Liza Marklund, Anne Holt, Leena Lehtolainen: gegen die Globalisierung und gegen die Mächtigen. Bösewichte sind Rassistin und Manager großer Pharmakonzerne, Gesellschafts- und Regierung. Der innerlich verfallene Staat, der mehr als sieben Jahrzehnte lang fast durchgehend von einer Partei gleichmacherisch erst aufgebaut und dann verformt wurde zu einer bürokratischen Selbstbedienungsmaschinerie, er wird oft als der wirkliche Übeltäter vorgeführt – und nicht der „konkrete“ Täter.

Die Kritik an Schweden und seinem allenthalfs noch als Erinnerungsposten existierenden „glückseligen Volksheim“ kommt in den Krimis mal „von links“, mal „von rechts“. Dieses Zangenkritik offenbart die Risse im Wohlfahrtsstaatsmodell und in einer Gesellschaft, die scheinbare Gleichheit durch Gleichgültigkeit ersetzt. Vor allem Mankells Kommissar Kurt Wallander weist auf die dunklere Seite, auf Abgründe auch in scheinbar ruhigen Kleinstädten wie Ystad, das dank Mankell einen eigenen Krimtourismus aus dem Süden entwickeln konnte.

Die doppelte Illusion der Deutschen gegenüber Schweden ist bemerkenswert. Die einen lesen Mankell und debattieren eifrig auf dem Literaturportal und Internetforum www.schwedenkrimi.de über ihre jeweiligen Vorlieben. Die anderen fahren mit Reisebusen entweder nach Ystad auf den Spuren Wallanders oder an die südschwedischen Seen, um den Romanfiguren von „Inga Lindström“ nachzuspüren. In ihren Fernsehserien geht es um eine anfangs unglückliche Liebe im Hochsommer zwischen Gutshof, Ferienhaus, Elchen und Booten – nur daß „Inga Lindström“ nicht Schwedin ist, sondern Berlinerin mit Gefühl für Publikumsbedarf.

Lindström knüpft, wiewohl nicht mit literarischem oder gar liebendem Anspruch, an Astrid Lindgrén mit ihren ungeschwätch-widerborstigen Gestalten Pippi Langstrumpf und Kalle Blomquist oder auch an Selma Lagerlöfs „Wunderbare Reise des kleinen Nils Holgersson mit den Wildgänsen“, an die vor genau einhundert Jahren erschien. Auch Selma Lagerlöf, August Strindberg oder der Filmemacher Ingmar Bergman sind stellenweise auch an Selma Lagerlöfs „Wunderbare Reise des kleinen Nils Holgersson mit den Wildgänsen“, an die sie weiter südlich gerne gesehen wird, sondern wiesen im Werk und im Leben auf Familienzerstörung, Alkoholisierung und Einsamkeit hin. Diese literarische Tradition setzen schwedische Kriminalromane in anderer Form fort.



Abgründe der Kleinstadt: Rolf Lassgård als „Kurt Wallander“

Foto Cinecast



halte – ausschließen will auch Horace Engdahl eine solche Auszeichnung nicht. Nicht nur Schweden tragen sehr Krimiwelle bei. In Dänemark – Peter Hoeg fand mit seinem Welterfolg „Fräulein Smillas Gespür für Schnee“ Aufmerksamkeit in aller Welt – veranstaltet die Dänische Krimiakademie in Horsens alljährlich eine Krimifeste, Finnische Autoren schreiben Kinderkrimis mit einem Hund als Protagonisten, wobei auch sie auf verschiedene Formen des „Andersseins“ setzen. Selbst Autoren von den Atlantikinseln der Färorer tauchen auf in der Reihe „Morden im Norden“, wobei der erste Krimi bezeichnenderweise in erster Auflage den Titel „Mild ist die färoische Sommernacht“, trägt, in der zweiten „Endstation Färorer“.